
Die 1970er: Strukturbruch oder „Schanierjahrzehnt“?

Rezension von: Knud Andresen, Ursula Bitzegeio, Jürgen Mittag (Hrsg.), „Nach dem Strukturbruch“? Kontinuität und Wandel von Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er-Jahren, Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte 89, Verlag J.H.W. Dietz, Bonn 2011, 400 Seiten, € 46. ISBN 978-3-801-24202-2.

Vor einigen Jahren formulierten Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael ihre „Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970“ und stellten (für Deutschland) die Hypothese eines epochalen „Strukturbruchs“ auf, der Mitte der Siebzigerjahre stattgefunden hätte.¹ Durch das Zusammentreffen von Digitalisierung, Neoliberalisierung (Ablösung des Keynesianismus durch die Wirtschaftstheorie des Monetarismus) und der damals einsetzenden Individualisierung (Abkehr der Nachkriegsgesellschaft prägenden kollektivistischen zugunsten eines auf die freie Entfaltung des Individuums setzenden Gesellschaftsmodells) sei es zu einem in unterschiedlichen Zeitachsen ablaufenden „sozialen Wandel revolutionärer Qualität“ gekommen. Kurz: Der „Nachkriegsboom“ und mithin der Ausbau und die Perpetuierung des sozialen Wohlfahrtsstaates hatten ihr Ende gefunden.

Der von MitarbeiterInnen des 2008 eingerichteten Projekts „Gewerkschaftsgeschichte“ im Historischen Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung herausgegebene und von der Hans-Böckler-Stiftung unterstützte umfangreiche Sammelband will

die Hypothese vom „Strukturbruch“ einer arbeitgeschichtlichen Überprüfung unterziehen.

Einleitend müssen die HerausgeberInnen feststellen, dass – und dies gilt besonders auch für die leider stark organisationsgeschichtlich dominierte Gewerkschaftsgeschichte Österreichs – sich die zeitgeschichtliche Forschung zu Arbeitsbeziehungen und Arbeitswelten, wie auch entsprechende soziologische Studien, noch in den Anfängen befinden. Mit dem vorliegenden Band sollen denn auch neue produktive Verbindungen zwischen Theorie und Empirie im Bereich einer Aufarbeitung der „Geschichte der Arbeit“ gefunden werden.

Nachdem in einem weiteren Einleitungsaufsatz Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael Gelegenheit gegeben wird, ihre Hypothesen vom „Epochenbruch in den 1970er-Jahren“ darzulegen, versuchen insgesamt 14 AutorInnen, sich an der Zeit „nach dem Boom“ abzuarbeiten. Werden im ersten Teil im Großen und Ganzen „Rahmenbedingungen“, somit ökonomische, politische und soziale Veränderungen, etwa im Wandel der „Deutschland AG“, der „Konzertierten Aktion“, der Selbstständigendebatte, der Humanisierung der Arbeitswelt und der Frauenerwerbstätigkeit behandelt, so geht es in einem zweiten Kapitel um Fallbeispiele, wie den Wandel der Arbeitsbeziehungen in den kommunalen Energieunternehmen, um die Frage, ob es in der Berufsausbildung einen Strukturbruch gegeben hat, und um die Strategien der Gewerkschaften zur Rationalisierung.

Der Interessenrepräsentation ist der dritte Teil gewidmet, in dem es um den Wandel in den inner- und außerbetrieblichen Lohn- und Tarifbeziehungen

gen geht. In einem abschließenden Aufsatz wird bedauerlicherweise kein Resümee gezogen, vielmehr werden mögliche Forschungsfelder in einer „Geschichte der Arbeit“ aufgezeigt.

Zweifellos stellt die Arbeit für einen mit den deutschen Arbeitsbeziehungen im Detail nicht vertrauten Leser eine schwere Kost dar. Jedoch sind in Bezugnahme auf die Fragestellung eines „Strukturbruchs in den 1970er-Jahren“ die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen bemerkenswert. Kaum eine/r der AutorInnen kann einen epochalen Bruch feststellen, vielmehr wird vorsichtig über eine „Zäsur“, einen „begrenzten Umbruch“, einen „beginnenden Wandel“ geschrieben, womit sich der Eindruck verstärkt, dass zwar in den 1970er-Jahren sukzessive das neoliberale Regime eine gewisse Breitenwirkung entfalten konnte, jedoch erst in den späten 1980er- und 1990er-Jahren in der Arbeitswelt und den Arbeitsbeziehungen „fühlbar“ zum Durchbruch gekommen ist.

Deutlich wird dies etwa, wenn festgestellt wird, dass das deutsche Wirtschaftsmodell der 1970er-Jahre – die enge Verflechtung bei Kapitalbeteiligung wie auch in Aufsichtsräten zwischen Banken, Versicherungen und Industrieunternehmen – sich erst in den 1990er-Jahren zu ändern begonnen hat, wiewohl erste Liberalisierungsschritte bereits früher eingesetzt hatten (S.64). Auch in den kommunalen Energieunternehmungen ist es erst in diesen Jahren durch den Beginn der Privatisierungsbestrebungen zu Veränderungen in den Arbeitsbeziehungen gekommen (S. 157). Das Scheitern der bis dahin vorherrschenden „Konzertierten Aktion“, einer Art Interessenabstimmung zwischen wirtschaftspolitischen Akteuren unter Einschluss der

Gewerkschaften, im Jahre 1977 hat nicht das Ende des Neokorporatismus, sondern vielmehr eine Verlagerung auf ausgewählte Politikfelder, wie etwa auf Gesundheits- oder Arbeitsmarktpolitik, bedeutet (S. 86). Auch jene Beiträge, die sich mit gewerkschaftlicher Tarifpolitik beschäftigen, zeigen „die außerordentliche Elastizität und Pfadstabilität des inner- und außerbetrieblichen Interessenausgleichs“ (S. 347).

Ebenso scheint sich die Frauenerwerbstätigkeit in der „Phase nach dem Boom eindeutigen Zuordnungen“ zu entziehen: Zwar konnte die Forderung nach gleichberechtigter Teilhabe von Frauen am Berufsleben dann nicht mehr verdrängt werden, doch das traditionelle Ernährer-Hausfrau-Modell ist weitgehend strukturell erhalten geblieben (S. 136).

Ein Autor formuliert provokant, dass die Rede vom „Ende des Fordismus“ in den Siebzigerjahren nicht nachvollziehbar sei, zumal sich „Digitalisierung“ und fordistische Produktionsweise keineswegs ausschließen: „Es gehören keine großen prophetischen Fähigkeiten dazu, zu prognostizieren, dass nicht nur ‘Rationalisierung und Gewerkschaften’, sondern speziell auch Fordismus beziehungsweise Taylorismus für die Gewerkschaften ein Thema bleiben“ (S. 209). Kritisch stellt denn auch eine Autorin fest, dass für die Arbeitsbeziehungen weder in Deutschland noch in Frankreich ein Strukturbruch festzustellen ist, es allerdings in den folgenden Jahrzehnten zu einer Abnahme gewerkschaftlicher Solidarisierungsfähigkeit gekommen ist. Sie sieht denn die 1970er-Jahre als ein „Schanierjahrzehnt“, in dem sich mehrere Entwicklungslinien überlagern, um erst in nachfolgenden Jahren Veränderungen zu bewirken (S. 242).

Zusammenfassend kann wohl festgestellt werden, dass arbeitsgeschichtlich ein „epochaler Bruch“ in den 1970er-Jahren in Deutschland wohl (noch) nicht feststellbar ist, sich jedoch auf mehreren Ebenen andeutet. Darüber hinaus veranschaulicht der Band auch, dass Veränderungen in der Arbeitswelt und in den Arbeitsbeziehungen sich wohl kaum auf kurze Zeiträume festlegen lassen.

Die für die Forschung ausnehmend innovativen Beiträge des Bandes können für die zeitgeschichtliche Erforschung der Arbeitswelt und Arbeitsbeziehungen in Österreich beispielhaft

sein. Es geht nicht an, wie hierzulande üblich, diese oder ähnliche Untersuchungen allein PolitologInnen oder SoziologInnen zu überlassen, vielmehr gilt es, ArbeitnehmerInnen-orientierte Forschungen in den Mittelpunkt des (Forschungs-)Interesses von HistorikerInnen zu stellen.

Klaus-Dieter Mulley

Anmerkung

- ¹ Doering-Manteuffel, Anselm; Lutz, Raphael, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970 (Göttingen ²2010).